

Die Zeitschrift

Nr. 43

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Los, Tommy!

Erzählung von Holger Drachmann.

(Fortsetzung.)

Als etwa eine Viertelstunde vergangen war, hielt der Lord mit einer leichten Verbeugung seine Zeichnung neben die meine und verglich.

„Höchst merkwürdig!“

Es zeigte sich, daß sein Bortop im Verhältnis höher als der meine war, und als wir hierüber einig geworden waren, stellte er sich als Lord Dundas vor und fragte mich, ob ich in Aquarell oder Del male.

Das war ein sonderbarer Mann, dieser Lord Dundas. Wir sprachen zuerst von verschiedenen künstlerischen Dingen, und darauf nahm ich seine Einladung an, mit ihm an Deck der „Queen Mab“ zu kommen und zu frühstücken. Ich habe nie einen so ruhigen Menschen gesehen. Wir saßen in der mit Geschmack ausgestatteten Stajüle, kaltes Wildgeflügel und Madeira vor uns. Ein kleiner kupferbrauner Fellaahjunge, den der Lord aus Ägypten mitgebracht hatte, bediente uns; Mylord hatte den pudigen, kleinen Sterl fast wie einen Affen dressiert. Auf eine ganz leichte Handbewegung, einen schwachen Pfiff oder einen bestimmten Blick kam und verschwand der Junge mit hüpfenden, blitzschnellen Bewegungen, und als ich über den so abgerichteten Burschen laut zu lachen anfing, da sah mich der Lord ganz erstaunt an; an so geradezu erfolgende Ausbrüche in seiner Kajüte war er offenbar nicht gewöhnt.

Es machte mir im Anfang Spaß, meinen Wirt zu beobachten, während wir dem Wildpret und dem Madeira Gerechtigkeit widerfahren ließen. Er erzählte von seinen Reisen, und er erzählte gut. Aber mochte die Reise in Sturm oder Stille vor sich gehen, gleich unbeweglich waren die Gesichtszüge des Erzählers, und als das Automatische bei diesem Erzählen für mich immer ermüdender wurde, holte ich mir bei dem feurigen Weine Ersatz für die mangelnde Lebendigkeit des Wirtes. Aus den meisten Bemerkungen, die der Lord über die so verschiedenartigen Personen hinwarf, mit denen er auf seinen Reisen in Berührung gekommen war, erhellte immer deutlicher eine durchgehende Neigung, mit den lieben Mitmenschen zu experimentieren. Ich will keine Beispiele nennen, aber — nach und nach, wie mein Wirt von Arabern, Indianern und Eskimos erzählte, die für die Experimentierlust Sr. Herrlichkeit hatten Stoff liefern müssen, während im Verhältnis dazu der goldene Madeira in den geschliffenen Karaffen schwand, da fühlte ich, wie der Lord mehr und mehr zurücktrat, während ich selbst ins Vorder-

treffen rückte; bis mich dann zum Schluß das empörend ruhige Lächeln des Lords traf, als ich gerade einen großen Teil meiner eigenen und die ganze Geschichte Tommys und Kates beendete.

Ich biß mir auf die Lippe und schob das Glas so hastig fort, daß es umfiel und auf den Boden rollte.

„Ach — hat nichts zu sagen,“ ertönte die monotone Stimme meines Wirtes. „Naphtha! bring ein neues Glas.“ Hier steckte der Junge, der

in blauer Jacke und weißer Weste. Aber ich dachte an meinen jungen Helden und beschloß, die Gelegenheit zu seinem Vorteil auszunutzen; eine halbe Stunde später war Tommy an Bord der „Queen Mab“ in Dienst genommen mit einem Wochenlohn von drei Pfund, mit vollständiger Ausrüstung und mit der Verpflichtung, nirgendwo sonst als an Bord zu dienen, solange das Fahrzeug im Kanale kreuzte; wenn er dann später Lust hätte, das Schiff bis Gibraltar zu begleiten, so sollte es ihm freistehen, seine Heuer zu verlängern.

Das wäre also das eine Wunder,“ sagte der Lord, als wir wieder in der Kajüte allein waren. „Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir jetzt eine Unterredung mit dem zweiten, — mit Kate verschaffen könnten!“

Ich betrachtete die lange, hagere Gestalt des Lords, wie er da auf dem Divan hingegossen lag, die Füße oben auf den Samtpolstern, zwischen den weißen, spitzen Fingern eine Zigarre wiegend. Seine hellblauen Augen starrten ohne besonderen Ausdruck in den leeren Raum hinaus, und wie gewöhnlich verrieten sein ruhiges Gesicht und sein dicht geschlossener Mund nicht die entfernteste Ungeduld, seine Frage beantwortet zu hören.

Ich kann eigentlich nicht sagen, daß ich besonders dazu aufgelegt gewesen wäre, hier den Vermittler zu spielen. Doch je mehr Kates feste, ernste Gestalt und der verweilende, so unendlich zärtliche und bittende Blick, um den meinen jungen Freund zu beneiden ich gestern auf dem besten Wege gewesen war, — je mehr der ganze, geschlossene Inbegriff Kates vor mir aufging, desto weniger war ich dem Gedanken abgeneigt, sie mir unter vier Augen mit diesem langen, hageren Manne vorzustellen, der doch alles in allem ein Gentleman, wenn auch ein sehr egoistischer Gentleman war.

„Ich werde Sie mit Kate zusammenbringen,“ sagte ich dann, strich dabei die Asche von meiner Zigarre und sah so gleichgültig wie möglich aus. „Tommy bleibt ja hier an Bord und hilft den Leuten oben auf Deck; um die Mittagszeit ist das ganze Städtchen wie ausgestorben, und so hoffe ich denn, Ihnen die gewünschte Unterredung mit Kate verschaffen zu können.“

„Sehr wohl,“ erwiderte Seine Herrlichkeit. „Machen Sie es sich inzwischen so bequem wie möglich.“ Und damit lehnte der Lord sich in die Kissen zurück, legte ein Taschentuch über das Ge-



Adalbert Stifter.

oben auf dem Deck gewesen war, den Kopf durch die Tür der Kajüte. Der Lord machte eine Bewegung, der Junge verschwand und kam mit einem Glase zurück. Der Lord fuhr fort: „Ich nenne den Jungen Naphtha und brauche ihn gleichsam wie Tropfen, wenn der verfluchte Spleen über mich kommt. Uebrigens scheint mir, daß das Meditament in der letzten Zeit seine Kraft verloren hat. — Wie nannten Sie doch den Burschen; Tommy? — Könnte ich Tommy nicht zu sehen bekommen? — Und Kate; glauben Sie, daß sie tugendhaft ist? — Bitte, bedienen Sie sich mit Madeira.“

Ich fühlte mich zugleich aufgebrächt und eingeschüchtert gegenüber diesem blasierten Olympier

sicht, und halb verkleidete regelmäßiges Schnarchen, daß der Eigentümer der „Queen Mab“ (außerdem einer Grafschaft in Irland und einer in England) die „erquickende Silbe des Schlafes“ genoß.

Die Sonne brannte auf das Deck; warme, leererfüllte Luft drang durch das halboffene Gylight hernieder, und im Gedanken an Kate und mit einem gewissen mit Leergeruch und Madeira verwobenen dunkeln Gefühl, daß alles nur zum Besten des jungen Paares gereichen könne, folgte ich bald dem Beispiele meines geehrten Wirtes und schlief in einem bequemen Lehnstuhl ein.

Ich erwachte davon, daß Naptha mir auf die Schulter klopfte. Der Lord hatte sich erhoben und stand gerade hinten, gleich mir gegenüber bei einem geöffneten Wandschrank, dem er auf seine gewohnte lässige Art ein rotes Stui entnahm, das er in seine Foppentasche gleiten ließ. Darauf wandte er sich mit leichter Verbeugung an mich und setzte seinen Hut auf den Kopf. „Gehen wir!“

Als wir auf Deck kamen, sah ich mich nach Tommy um und fand Gelegenheit, ihm freundlich zuzunicken. Er war vorn mit den anderen eifrig bei der Arbeit; es wurde ein neues Schonerkegel angebracht. Und so gingen denn der Lord und ich auf der Mole landeinwärts, quer übers Ufer und hinauf durch die kleinen, sonnenheißen „Straßen“, wo wirklich kein Mensch zu sehen war, während hier und da ein Schnarchen, das durch eine offenstehende Thür aus dem Innern der Häuser drang, andeutete, daß die Bewohner sich in den Regionen befanden, die wir soeben verlassen hatten.

* * *

Der sogenannte Garten des Volsenalbermans ging, wie schon einmal berichtet wurde, auf dasselbe kleine Gäßchen hinaus, wie Tommys Fenster. Etwas entfernt von der Bank, wo Kate gestern abend gegessen hatte, neben dem Türchen des Gartenzaunes, lag ein kleiner Brunnen, an dem Kate oft und gerade um diese Tageszeit Wasser zu holen pflegte, wahrscheinlich für diese oder jene Blumenanlage in dem primitiven Garten. Natürlich vertrug sich ein schlafes Mittagschlässchen nicht mit den Eigenschaften eines so fleißigen und geweckten Mädchens, und ich zweifelte nicht daran, daß wir sie auch heute hier treffen würden.

Richtig! Gerade als wir in das Gäßchen einbogen, kam Kate durch die Zauntür heraus, sie trug einen kleinen Blechimer und trällerte ein Liedchen. Das Tuch war in den Nacken hinuntergeglitten, und ihr braunes Haar, die kleine, aber feste Stirn, die gerade, feine Nase, der feste Mund und endlich die dunklen, klaren, ausdrucksvollen Augen — alles kam zu seinem Rechte und paßte sich der ganzen schlanken, jungfräulichen Gestalt so gut an, daß der Lord unwillkürlich rief: „Nun, wahr und wahrhaftig . . .“, ein Ausruf, den ich dämpfte, indem ich ihn am Arme packte und ihm ein Pfst! zuflüsterte.

Sobald Kates Blick auf uns fiel, blieb sie, augenscheinlich verlegen, stehen, neigte den Kopf und zog das Tuch hinauf. Ich ließ augenblicklich den Arm meines Begleiters los, und indem ich den Hut küßte, ging ich auf sie zu, wies auf den Lord und sagte so ungezwungen wie möglich: „Entschuldigen Sie, Kate, daß wir Sie stören. Aber dieser fremde Herr hier hat soeben Tommy in seine Dienste genommen und möchte jetzt gern mit Ihnen sprechen — über ihn.“

Wenn einer mit einem Weibe über den sprechen will, den es liebt, so kann er ziemlich sicher sein, immer Gehör zu finden. Die Verlegenheit der schönen Kate schwand denn auch auf der Stelle. Die tiefe Röte, die noch zurückblieb, mußte dem Umstande zugeschrieben werden, daß überhaupt an ihr Geheimnis gerührt wurde; aber — Kate wünschte jetzt augenscheinlich zu hören. Und als ich meiner Sache sicher war, küßte ich wieder lächelnd den Hut, kehrte dann nach der nächsten

Stelle zu um, und — Kate und der Lord blieben allein zurück.

Mit vor Ungeduld klopfender Brust, vielleicht mit eben solcher Ungeduld wie Tommy, wenn er zum Gartenzaune ging, eilte ich von da weg. Im Nu war ich hinten an der Tür, die auf der anderen Seite des Hauses zu den beiden kleinen Zimmern Tommys und seiner Mutter führte. Ich traf die alte Frau am Herde im vorderen Zimmer damit beschäftigt, Fische für das Mittagmahl der kleinen Familie zu braten. Ohne ihr etwas von der glücklichen Anstellung des Sohnes zu sagen, weil ich fürchtete, aufgehalten zu werden, sagte ich nur, ich hätte etwas in Tommys Zimmer zu holen, und damit schlüpfte ich hinein, näherte mich auf den Zehen dem von der Sonne verbrannten, fast undurchsichtigen Fenster und öffnete mit der Vorsicht eines durchtriebenen Einbrechers das kleine Schiebefenster, das Tommy selbst und kaum ohne bestimmten Zweck eingeseht hatte.

Ich hatte den Lord gerade unter mir. Aber er wandte das Gesicht von mir weg Kate zu. Das verfluchte Schiebefenster! Es war nur halb offen zu bekommen. Kate konnte ich nicht sehen, aber was ich hören konnte, war, daß die Stimme des guten Lords bedeutend weicher und weniger träge war als vorher an Bord.

„. . . Wie ich Ihnen sage, schöne Kate; ich wünsche etwas für Tommy zu tun. Ich wünsche, daß er das für die Schifffahrt Nötige an Bord eines Schiffes erlernt, damit er ein tüchtiger Steuermann werden und fremde Länder befahren kann, wo man etwas lernt und wo man Geld verdient. Alle Ausgaben übernehme ich, und mit der Zeit werde ich ihm schon die Führung eines Schiffes verschaffen. Aber hinaus muß er; für einen gesunden jungen Mann tut es nicht gut, beständig zu Hause zu bleiben.“

„Aber,“ ertönte nun Kates Stimme, und es kam mir so vor, als sei sie nicht so sicher, wie ich erwartet hatte; „da Sie doch so gut gegen — gegen Tommy sind, warum verhelfen Sie ihm dann nicht lieber zu einem Boot, so wie es sein Vater hatte? Alle Leute hier in der Stadt sagen, Tommy könne ein tüchtiger Fischer werden, wenn er nur ein Boot hätte, und wenn Sie nun doch bereit wären . . . und wenn Sie nun . . .“

Ich drückte heftig gegen die Scheibe; sie ging auf, und da sah ich Kate mit gebeugtem Kopfe stehen; ihre Hand ruhte auf dem mit Wasser gefüllten Eimer, der jetzt auf dem Brunnenrande balanzierte und unter den brennenden Strahlen der Mittagssonne scharfe, kurze Blinklichter ver sandte.

Der Lord war näher an Kate herangerückt. Ich hatte Lust, ihn beim Schopfe zu nehmen und zu rütteln. Er fuhr fort:

„Mein liebes Kind, Sie haben ja vollständig überhört, was ich sagte: daß es für Tommy nicht gut ist, wenn er hier bleibt. Lassen Sie mich als einen Mann zu Ihnen sprechen, der Tommys und Ihr bestes will. Sie wollen nun sagen, Sie hätten Tommy lieb; — nein, unterbrechen Sie mich nicht — Sie wollen ihn gern bei sich behalten, und ich kann mir denken, daß er gerne bei Ihnen sein will; wer möchte das nicht! Aber lassen Sie uns jetzt einmal den Fall annehmen, er bestände dieses Boot; was dann? Er könnte sich doch nicht gleich als Ihr Bewerber melden; er müßte sich doch erst mit Hilfe dieses Bootes emporarbeiten, und inzwischen seufzten Sie sich hier in aller Heimlichkeit krank nach ihm und hätten diese verstohlenen Zusammentünfte mit ihm, die ganz gewiß sehr angenehm, aber — glauben Sie mir — nicht zum besten für ein so hübsches Mädchen sind; — nein, bleiben Sie, Kate, und hören Sie mich an. Sie sind hübsch, hübscher als die Mehrzahl der vornehmen Ladies in England, die vielleicht alles opfern würden, um so frische Backen, so strahlende Augen zu bekommen. Aber diese Backen und die Augen werden ihre Frische und ihren Glanz verlieren, wenn sie täglich Tommy sehen, ohne ihm anzugehören. Und was hat Tommy davon, wenn er

schließlich zuguterletzt, eine bleiche und höhlwangige Frau bekommt? Und glauben Sie, daß es seine Arbeit fördern wird, wenn er täglich diese Veränderung vor Augen hat? Kate, hören Sie mich jetzt an, und seien Sie dessen gewiß, ich meine es gut. Wir lassen Tommy reifen und ich werde schon dafür sorgen, daß die Wartezeit nicht zu lange dauert. Und inzwischen — Sie sind jung und schön, Kate — inzwischen sehen Sie sich ein wenig in der Welt um; glauben Sie mir, es gibt viele, die sich ebenso sehr wie Tommy freuen würden, Sie zu sehen. Kommen Sie z. B. mit Ihrem Vater und besuchen Sie mich, ich wohne unten in der Gegend von Dover. Sie sollen alles haben, was eine vornehme Lady braucht, Kleider und Hüte und Mädchen, die Sie bedienen. Wenn Sie reiten lernen wollen, so sollen Sie ein reizendes, weißes Pferdchen bekommen. Wenn Sie fahren wollen — wir werden zusammen in so einem schönen, kleinen Wagen fahren. — Der fremde Gentleman hier geht natürlich auch mit. Na, was sagen Sie dazu, Kate?“

Ich wartete ungeduldig auf Kates Antwort. Er hatte das Ganze unlenkbar sehr „fein“ angesetzt, der gute Lord. Und dann dies „natürlich“, das auf mich ging.

Kate hatte den Kopf gehoben und sah den Lord steif ins Gesicht. Die Hand, die auf dem Eimer ruhte, zitterte, so daß das Wasser überlief und in schweren Plätschergüssen in den Brunnen hinunterfiel. Noch lag die Röte auf des Mädchens Wangen, aber sie hatte einen tieferen Ton angenommen. Kate sah vortrefflich aus. „Sie, Sie müssen nicht glauben, daß Sie mich beleidigen dürften, weil Sie gut gegen Tommy sind, und Sie sollen Ihren vornehmen Damen nicht erzählen können, daß Sie ein schlechtes Mädchen mit Ihren Kleidern und Wagen zum Narren gehabt hätten.“

Bei diesen Worten ergriff Kate den Eimer und drehte sich rasch nach der Zauntür um. Der Lord, der ganz die Fassung verloren zu haben schien, sprang ebenso geschwind hinzu, ergriff mit der einen Hand den Arm des tapferen Mädchens und hielt ihr dabei in der anderen das rote Stui hin, dessen Inhalt — Gold und Juwelen — in der Sonne blinkte und glänzte.

„Ein Boot für Tommy, und dies für dich, Kate. Gib mir bloß einen einzigen Kuß.“

*

Ich wollte das Fenster aufstoßen und hinausspringen, — da sah ich, wie Kate sich wie der Blitz umdrehte; ich sah, wie eine glitzernde Wassermasse über die blaue Jacke und die weißen Hosen gestürzt wurde; ich sah Kate einen Augenblick verdutzt über die eigene Dreistigkeit dastehen, im nächsten Augenblick aber unter unaufhörlichen Lachen über den mehr als komischen Anblick zum Pförtchen hineinspringen und die Tür hinter sich zuschlagen.

„Bravo, Kate!“ rief ich ganz laut und eilte durch die Stube und zu Tommys Mutter hinaus, der ich den Rücken klopfte mit der ihr gewohnten vollständig verrückt klingenden Versicherung, daß „Tommys Sachen brillant“ stünden; und dann mit tiefem Seufzer zur Türe hinaus und kam in etwas gemäßigtem Tempo an den Strand hinunter. Dort traf ich den Lord, der triefendnaß von oben bis unten war, seine Ruhe und seinen Ernst aber vollkommen wiedergewonnen hatte.

„Nun, Sir?“ fragte ich.

„Sehr gut, sehr gut. Das ist ein tüchtiges Mädchen.“

Und als ich mich nicht enthalten konnte, Seine Herrlichkeit etwas erstaunt von oben bis unten zu betrachten, fügte er mit feinem Lächeln hinzu: „Ich bin in den Brunnen gefallen und hab mir selber herausgeholfen müssen.“

Den ganzen Nachmittag lagen der Lord, Tommy und ich draußen in einem der Boote des Schenkers und schossen mit dem Risse nach Strandmühen.

Aus den Zeiten der gelben Gefahr

Von A. Conrady.

Seit Ostasien zum wichtigsten Kampfobjekt der Großmächte geworden ist, haben unsere Weltpolitiker und Vordermänner nicht aufgehört, von der „gelben Gefahr“ zu fabeln, die alle weißen Nationen in ihren heiligsten Gütern bedrohe. Dieser Klaffandrus ist als Ausgeburt eines schlechten Gewissens und als Maskierung lichthcheuender Pläne nicht ernst zu nehmen. Nur Wespenstecher können glauben, daß die Chinesen, wenn erst einmal ihre politische Unabhängigkeit, wie recht und billig, vor fremden Eingriffen gesichert sein wird, dazu übergehen möchten, Hamburg oder einen anderen deutschen Hafen zu pachten. Begründeter erscheint der Gedanke, daß aus den Chinesen gefährliche Konkurrenten der abendländischen Industrie werden könnten. Aber diese gelbe Gefahr bedroht nur das kapitalistische System, nicht dagegen die westliche Zivilisation, mag vielmehr im Gegenteil zu den Faktoren gehören, die den Sieg des Sozialismus mit Notwendigkeit herbeiführen. Kann also von einer gelben Gefahr für die Völker weißer Hautfarbe heute nicht ernstlich die Rede sein, so hat dagegen dies Schlagwort, das in der Gegenwart nur ein Schreckbild zur Irreführung politischer Kinder darstellt, in der Vergangenheit einmal wirklichen Sinn gehabt.

Aber diese Zeiten der gelben Gefahr sind seit einem halben Jahrtausend vorbei und können nie wiederkehren. Die gelbe Gefahr des Mittelalters lag nicht in China und Japan, sondern hat diese beiden Länder gerade so gut bedroht wie das Abendland. Sie ging nicht von den ansässigen Kulturvölkern Ostasiens aus, sondern von den barbarischen Nomadenstämmen Zentralasiens, die im Mittelalter als Tataren oder Mongolen zusammengefaßt wurden. Ihre Herden grasten seit unvorstellbaren Zeiten die ausgedehnten Gebiete südlich des Baitalsees ab, die noch heute den Namen Mongolei führen. Durch die wüstenartige Natur ihrer Heimat am Fortschreiten zum Ackerbau und zur Sesshaftigkeit verhindert, waren sie durch die Jahrtausende hindurch auf derselben Stufe der Kultur oder vielmehr Unkultur stehen geblieben. „Die Tataren“, so beschreibt gegen 1200 n. Chr. ein chinesischer Gewährsmann ihre Lebensweise, „beschäftigen sich ausschließlich mit ihren Herden. Sie ziehen unaufhörlich von Weide zu Weide, von Fluß zu Fluß. Sie wissen nicht, was Stadt oder Mauer heißt. Sie kennen weder Schrift noch Bücher. Verträge schließen sie durch das gesprochene Wort. Von Kindheit auf üben sie sich im Reiten, im Pfeilschießen nach Vögeln und Ratten, und eignen sich eine Herzhaftigkeit an, welche ihnen für ihr Kriegs- und Räuberleben notwendig ist.“ Ihr Kriegs- und Räuberleben war für die Zivilisation ungefährlich, wenn und solange die zahlreichen Horden und Stämme der Mongolen sich untereinander bekriegten und beraubten. Kulturgefährlich wurden sie erst, wenn sie sich unter einheitlicher Führung zu großen Kriegs- und Raubzügen gegen zivilisierte Völker zusammenfanden. Als Nomaden gewöhnt, nach Erschöpfung eines Weidereviere mit ihren Herden, Wagen, Zelten, Frauen, Kindern und Sklaven, kurz, mit Hab und Gut, Kind und Regel, nach anderen Futterplätzen fortzuziehen, waren die Mongolen nicht, wie zivilisiertere Völker, durch Rücksichtnahme auf die Möglichkeit der Verpflegung in der numerischen Stärke ihrer Heere und in der räumlichen Ausdehnung ihrer Heeresfahrten beschränkt. Einmal geeinigt, um über andere Länder herzufallen, konnten sie als geschlossenes Volk ziehen, soweit sie Futter für ihre Herden fanden, konnten sie also mit ungeheuren Schwärmen berittener Bogenschützen in den fernsten Gebieten erscheinen.

Ihre nächsten zivilisierten Nachbarn, die Chinesen, haben schon im Verlauf des letzten

Jahrtausend vor Christi Geburt fürchterlich unter den verheerenden Einfällen einer Vereinigung von mongolischen Stämmen gelitten, die man die Hunnen nennt. Daran erinnert noch heute die sogenannte große oder chinesische Mauer, die sich in einer Länge von mehreren tausend Kilometern vom gelben Meer längs den Grenzen der Mongolei bis an den Gebirgswall der Provinz Kansu zieht. Dies Riesentier ist gegen 220 vor Christo angelegt worden, um den ständigen Einfällen der Hunnen zu wehren. Unter Mikas Führung sind die Hunnen dann im fünften Jahrhundert nach Christi Geburt auch der abendländischen Kulturwelt gefährlich geworden. Ein paar Jahrhunderte später tauchten in Europa die Avaren auf, und im zehnten Jahrhundert folgten die Magyaren, deren wilde Reiterhorden der Schrecken insbesondere Deutschlands waren, bis sie, 955 auf dem Lechfeld bei Augsburg geschlagen, allmählich in Ungarn ansässig und zu einem zivilisierten Volke wurden.

Seitdem vergingen ein paar Jahrhunderte, bis die Mongolei von neuem raublustige Horden gegen die Kulturwelt aussprie. Diesmal nahm die gelbe Gefahr gewaltigere Proportionen an, als je zuvor, und drohte wiederholt der ganzen Zivilisation den Untergang. Dschingis Chan wird gewöhnlich der fürchterliche Kriegsmann genannt, unter dessen Führung sich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die mongolischen Stämme vereinigten. Aber eigentlich ist Dschingis Chan nur ein Titel. Von Haus aus hieß der schreckliche Mongolenführer Temudschin. Er war der Sohn eines mongolischen Hordenführers, dessen Herden im Osten des Baitalsees weideten. Der Vater hatte über dreizehn Horden mit einigen 30—40 000 Familien geboten. Da zur Zeit seines Todes Temudschin noch ein Knabe war, so fiel die Hordenverbindung sofort auseinander. Es entspannen sich innere Kämpfe von großer Dauer, während deren Temudschin lange ein abenteuerndes Flüchtlingsleben führte. Sein erster großer Sieg ward dadurch gefeiert, daß siebzig gefangene Häuptlinge in ebensoviele Kessel mit siedendem Wasser gesteckt wurden. Immer mehr Horden fanden sich im Lauf der Jahre freiwillig oder gezwungen unter der Leitung Temudschins zusammen, an dessen militärischen Fähigkeiten nun kein Zweifel mehr sein konnte. Im Jahr 1206 wurde an einem Nebenfluß des Amur ein allgemeiner „Kurultai“ oder, wie gewöhnlich übersetzt wird, Reichstag abgehalten, dem der größte Teil der mongolischen Geschlechts- und Stammeshäupter von Zentralasien beiwohnte. Hier verkündete Göktschu, ein Schamane oder Priester, die göttliche Offenbarung, daß Temudschin zum Herrn der Welt berufen sei. Unter dem Titel Dschingis Chan, größter Herr, ward er zum Oberfeldherrn der Mongolen erhoben.

Bald brachen die kriegs- und beutelustigen Scharen aus ihrer heimischen Wüste hervor und fielen ins nördliche China ein. Die große Mauer hielt den Lauf des gewaltigen Reiterheeres nicht auf, und auch die Mauern der Festungen erwiesen sich nicht als genügendes Bollwerk gegen die Mongolen. „Um eine Stadt zu erobern“, sagt ein chinesischer Schriftsteller, „kommt es ihnen nicht darauf an, zehntausend Menschen zu verlieren. Ihnen widersteht auch kein Ort. Nachdem sie ihn eingenommen haben, mekeln sie die ganze Bevölkerung nieder, ohne Unterschied, ob alt oder jung, ob reich oder arm, ob hübsch oder häßlich, ob Widerstand geleistet wird oder nicht. Keine angesehenere Persönlichkeit entgeht dem Tode, wenn auch nur der Versuch einer Verteidigung gemacht ist.“ In einer Reihe von Feldzügen, unter denen China unsäglich litt, eroberten die Mongolen das alte Kulturland bis zum Hoangho.

Bald bedrohten sie auch die westliche Zivilisation. Der erste Vorstoß in dieser Richtung traf das Reich der Schowaresmier, das sich damals vom Kaspiischen Meer bis an den Indus erstreckte, außer Turkestan einen großen Teil von Persien

umfaßte und durch den Besitz der Karawanenstraßen vom Osten nach dem Westen in großer Blüte stand. Die größten Städte des Landes, Plätze wie Samarkand, Buchara, Balkh, waren mit Schätzen angefüllt, die der Habgier der Mongolen wohl verlockend erscheinen mußten. 1218 begann der Krieg. Im offenen Felde vernichtend geschlagen, zogen sich die Schowaresmier hinter die Mauern ihrer Städte zurück: in dem Wahn, daß die Nomadenhorden die Belagerung von Festungen nicht verstanden und bald wieder zum Lande hinausfluten würden. Aber Dschingis Chan hatte ein chinesisches Ingenieurkorps bei sich, das den Festungskrieg nach allen Regeln der Kunst, mit Wurfmaschinen, griechischem Feuer usw. betrieb. Eine Stadt nach der anderen fiel in die Hände der Mongolen. Und immer wiederholten sich dieselben Greuel. Was für die Mongolen Wert hatte und transportabel war, wurde mitgenommen, alles übrige vernichtet. Insbesondere gingen die Schätze der Kunst und Wissenschaft, vor allem die großen Bibliotheken von Samarkand und Balkh in Flammen auf: diese unersehblichen Kulturgüter schienen den rohen Scharen gänzlich wertlos; ihr Dschingis Chan selbst konnte nicht lesen und schreiben. Die Bevölkerung wurde zum Teil, hauptsächlich Frauen und Handwerker, in die Sklaverei mitgeschleppt, zum Teil, vor allem die ganze wehrfähige Mannschaft, niedergemetzelt. Manchmal traf dies letztere Los alles, was Leben in sich hatte, so daß die Zahl der Schlachtopfer in Dschingis Chans vorderasiatischen Feldzügen nach Millionen berechnet wird. Mitleiden war in seinen Augen sträflich; als sein Sohn Tului in Herat nicht die ganze Einwohnerchaft über die Klinge springen lassen, sagt ihm der erbarmungslose Väter: „Ich verbiete Dir, jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl gegen die Bewohner eines Landes milde zu sein. Mitleid findet sich nur in schwächlichen Gemütern.“

Während der Krieg in Schowaresmien noch tobte, drang Dschingis Chans Sohn Tschutschu bereits in Europa ein. Sein Heer überschritt den Kaukasus und stieß in den Steppen Südrußlands mit dem Nomadenvolk der Polowzer zusammen. Obwohl deren kriegerische Stämme sonst bei den russischen Nachbarn für einen Erbfeind galten, fand man sich doch dem gemeinsamen Feind gegenüber zu einem Bündnis zusammen. Die Machthaber von Südrußland, namentlich der Großfürst von Kiew und der Fürst von Tschernigow, schickten den Polowzern ein Heer zu Hilfe. Gesandte der Mongolen suchten die Russen zur Neutralität zu bewegen, wurden aber getötet. An der Kalka, einem Flußchen, das ins Asowsche Meer fließt, kam es 1223 zwischen den Mongolen auf der einen, den Russen und Polowzern auf der anderen Seite zur Schlacht, die mit einem vollständigen Siege der Mongolen endigte. Kaum ein Zehntel des geschlagenen Heeres entran dem Tode. Der Großfürst von Kiew wurde gefangen genommen und nebst seinen beiden Schwieger söhnen unter Brettern erstickt. Die Mongolenführer nutzten ihren Sieg nicht zur sofortigen Eroberung von ganz Rußland aus, weil Dschingis Chan sie zurückberief. Er beabsichtigte, nunmehr den Rest von China zu unterwerfen. Er kam aber nicht mehr dazu, weil ihn 1227 am oberen Hoangho der Tod überraschte.

Sein Leichnam wurde im Altaigebirge bestattet. Während der Ueberführung nach dem fernen Ruheplatz tötete die Eskorte nach mongolischem Brauch alle Begegnenden, damit es dem verstorbenen Groß-Chan im Jenseits nicht an einer zahlreichen Dienerschaft fehle. So wurde der große Väter noch im Tode zahllosen Menschen verderblich. Diese Tausende waren freilich bloß Bagatelle im Vergleich zu den fünf bis sechs Millionen Menschen, die während seiner Feldzüge abgeschlachtet worden waren. Gar nicht veranschlagen läßt sich, wie große Menschenmassen außerdem den Hungersnöten erlegen sind, die sich aus den fürchterlichen Verheerungen in den eroberten

Vändern ergeben mußten. Wenn es aber nach Dschingis Chan allein gegangen wäre, so hätten die Mongolen unter seiner Führung noch viel mehr gemordet und zerstört: bis alle Spuren der Zivilisation vertilgt und nur noch Nomaden übrig gewesen wären. Er wollte nichts anderes sein, als ein Nomadenführer. Wo er sich in den kurzen Zwischenpausen seiner Heerfahrten aufhielt, in Karakorum am Drebion, südlich vom Baitalsee, da wurden wohl die der Zivilisation geraubten Schätze angehäuft, die ihr entführten Handwerker zur Sklavenarbeit angesiedelt, so daß sich allmählich so etwas wie eine Hauptstadt bildete. Dschingis Chan selber aber hauste dort im gewöhnlichen Zeltzelt des mongolischen Nomaden: ein echter Nomade wollte er bleiben, unbedeckt von der Kultur, die ihm als der Todfeind der urwüchsigen Lebensweise seines Volkes erschien.

Am liebsten hätte er die ganze Welt in eine einzige große Steppe verwandelt. Als das nördliche China unterworfen war, fand ein allgemeiner Kurultai der mongolischen Häuptlinge statt, um die Frage zu erörtern, was mit den eroberten Gebieten werden sollte; eine furchtbare Hungernot war ausgebrochen, weil die Reisernte und der Seidenexport zugrunde gegangen war. Dschingis Chan suchte ein Radikalmittel. Er schlug ganz kaltblütig vor, die chinesische Bevölkerung, damit weniger für den Krieg unbrauchbare Menschen zu nähren und zu kleiden wären, vollständig auszurotten und aus dem ganzen Land ein großes Weideland zu machen. Der chinesische Mandarin Jitschutsai, der zu den Beratungen zugezogen worden war, hatte natürlich den Wunsch, seine Heimat vor dieser mongolischen Wirtschaftspolitik zu retten. Er spekulierte auf die Habgier der Eroberer, indem er ihnen auseinandersetzte, daß sie bei Ausführung jenes Planes den Hirten gleichen würden, die das Schaf schinden, anstatt es regelmäßig zu scheren. Er rechnete ihnen vor, daß die vier eroberten Provinzen Siatung, Pekschi, Schansi und Schantung unter einer geordneten Verwaltung imstande seien, den Eroberern an jährlichen Abgaben 500 000 Unzen Silber, 400 000 Maß Reis, 800 000 Stück Seide usw. einbringen. Es gelang Jitschutsai, die Mongolenführer davon zu überzeugen, daß es in ihrem Interesse liege, das eroberte Land nicht zu entvölkern und zu verwüsten, sondern einer geregelten Ausbeutung zu unterwerfen. Der Mongolenrat lehnte also den barbarischen Plan Dschingis Chans ab und beauftragte Jitschutsai mit der Organisation des von ihm vorgeschlagenen Verwaltungsapparates zur Ausbeutung der Zivilisation. Damit taten die Mongolen natürlich den ersten Schritt auf dem Wege zur Zivilisation. Dschingis Chan hat diesem ersten Schritt offenbar deshalb widerstrebt, weil er voraussah, daß weitere Schritte auf dieser Bahn folgen, daß die Mongolen dabei auf die Dauer, an regelmäßig zufließende Einkünfte und an die Genüsse der Kultur gewöhnt, ihre nomadische Lebensweise aufgeben und gleichzeitig ihre nomadischen Eigenschaften, insbesondere ihre kriegerische Tüchtigkeit einbüßen würden, um dann schließlich der numerischen Uebermacht der unterworfenen Völker zu unterliegen. So ist es auch gekommen. Freilich verging geraume Zeit, ehe die Verfallserscheinungen zutage traten und endlich überhand nahmen.

Noch volle zwei Menschenalter nach Dschingis Chans Tod, unter der Führung seiner Nachfolger und Nachkommen Oktai, Kublai, Mangu und Kublai Chan, deren Regierungszeiten insgesamt von 1227—1295 dauerten, schmol das Mongolenreich zu immer beängstigenderer Riesengröße an. Eine zeitlang rückte die gelbe Gefahr dem westlichen Europa dermaßen nahe, daß es wirklich scheinen konnte, als wenn das letzte Stündchen der abendländischen Zivilisation geschlagen habe. Das war zu Anfang der vierziger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts. 1235 zog ein gewaltiges Mongolenheer unter Batu gegen Rußland heran und wütete erst wieder fürchterlich im südöstlichen

Rußland, wie die Dränger von 1223, verschwand aber nicht gleich ihnen plötzlich, sondern ging immer weiter vor und forderte auch die Fürsten des mittleren und westlichen Rußlands zur Unterwerfung und Zehntenzahlung auf. Die Russen zogen es vor, sich zu wehren, aber sie wehrten sich nicht in geschlossener Masse, sondern jeder Landes- teil für sich. So mußten sie freilich dem Mongolenheer, das auf eine halbe Million beziffert wird, unterliegen. Die Schlachten bei Rjasan, Kolomna und an der Sita (1237—39) wurden vernichtende Niederlagen der Russen. Zahlreiche Städte gingen in Flammen auf, darunter auch Moskau, das damals noch unbedeutend war. In Rjasan, das erst nach hartnäckigem Widerstande fiel, rächten die Mongolen ihre schweren Verluste, indem sie die gesamte Bevölkerung ausrotteten und zwar unter ausgesuchten Martern. „Kein Auge blieb offen, um die Toten zu beweinen,“ sagt der Chronist. 1240 wurde das prächtige Kiew gestürmt und zerstört. Bald nachher reiste der Italiener Plano Carpini durch diese Gegend und sah überall Schädel und Gebeine in ungeheuren Mengen auf dem Feld umherliegen. Die ehemals so vollreiche Stadt Kiew fand er „fast auf ein Nichts herabgesunken, kaum 200 Häuser sind übriggeblieben.“

Nach Rußland kam Polen an die Reihe und wurde in kurzer Zeit aufs gründlichste verheert. Und immer noch weiter vorwärts ging die wilde Jagd. 1241 brachen die gelben Horden in Schlesiens ein. Breslau ging in Flammen auf. Bei Liegnitz auf der Wahlstatt trat am 9. April 1241 ein schlesisches Ritterheer dem weit überlegenen Feind entgegen und wurde vollständig besiegt. Neun Säcke füllten die Mongolen mit den rechten Ohren der Schlachtopfer. Mit Bängen sah man in Deutschland dem weiteren Vorbringen der schrecklichen Reitercharen entgegen. Aber sie bogten auf einmal — vermutlich aus Rücksicht auf die Fütterung ihrer Tiere — nach Süden ab und fielen in Ungarn ein, dessen Puzten sie gelockt haben werden. In mehreren Schlachten überwunden, flüchtete der Magyarenkönig Bela aus seinem Lande, worin die Eindringlinge mit gewohnter Gründlichkeit die Kirchhofsruhe herstellten. Es schien, als ob sie die Absicht hätten, die ungarischen Puzten dauernd als Weideland für ihre Herden mit Beschlagnahme zu belegen; denn sie gingen daran, die Magyaren systematisch auszurotten. Aber da kam ihnen die Kunde vom Tode Oktai Chans (gest. 1242). Die Nachfolge war strittig. Dabei wollten Batu's Scharen auch mitsprechen; unter Mitnahme riesiger Beute an Sklaven, Vieh und Schätzen aller Art zogen sie ostwärts von dannen. So ward das halb entvölkerte und ganz verwüstete Ungarn ihrer wieder ledig. Dagegen wurde Rußland festgehalten und blieb auf Jahrhunderte hinaus unter dem Mongolenjoch.

Während also die europäische Zivilisation von der gelben Gefahr zwar nicht unberührt, aber doch in ihrem westlichen Kern unzerstört blieb, wurde dagegen die mohammedanische Kultur Vorderasiens in den fünfziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts von den Mongolen fast vollständig zertreten. 1256 brach Mangu Chans Bruder Hulagu mit gewaltiger Macht in Persien ein und unterwarf es, soweit es von Dschingis Chans Eroberungszügen verschont geblieben war. Sodann lenkte er sein Augenmerk auf Mesopotamien, wo die Kalifen von Bagdad ihren Sitz hatten. Das Kalifat war längst nur noch ein Schatten seiner früheren Bedeutung. Aber die alte Kalifenhauptstadt Bagdad war immer noch ein großes und blühendes Zentrum für Wissenschaft, Handel und Gewerbe. Nach einigen Feldzügen erstürmten die Mongolen im Februar 1258 Bagdad, plünderten es vollständig aus, mehleten den größten Teil der Bevölkerung nieder und steckten schließlich die ganze Stadt in Brand; die unersehlichen Schätze der großen Bibliotheken wurden von den Flammen verzehrt. Der letzte Kalif Mustassim wurde auf Hulagus Befehl getötet. Die syrische Meeresküste erst setzte Hulagus

Sieges- und Vernichtungslauf ein Ziel. So erstreckte sich nun das Mongolenreich quer durch ganz Asien — vom Mittelmeer bis zum Stillen Ozean. Auch im fernen Osten wurden nach Dschingis Chans Tod gewaltige Eroberungen gemacht. Schon unter seinen nächsten Nachfolgern wurde China von Hoangho bis zum Jangtsi-kiang erobert, nebst Tibet und Sibirien unterjocht, und unter Kublai Chan, der 1260 zur Regierung gelangte, fiel auch die ganze südliche Hälfte Chinas nach langen Kämpfen in die Hände der Mongolen. Bis nach Hinterindien dehnte sich unter Kublai Chan das mongolische Weltreich aus. Tonking, Anam, Siam und Birma gehörten eine Zeitlang dazu, und Korea war fester Besitz. Die heute soviel genannte Insel diente zu Kublai Chans Zeiten als Ausgangspunkt eines Versuches, Japan zu erobern. 1274 sandte der Großchan an den Mikado Go Uda ein Schreiben, das von Japan Anerkennung der mongolischen Herrschaft und Tributzahlung verlangte. Mit Entrüstung abgewiesen, bemächtigten sich die Mongolen von Korea aus der Insel Tsuschima; ein Versuch, auf Kjusiu Fuß zu fassen, mißlang aber. 1279 erschienen Gesandte Kublai Chans in Nagasaki und forderten zur Unterwerfung auf, wurden aber anstatt aller Antwort enthaupet. Nur rüstete Kublai Chan eine gewaltige Flotte von 3000 bis 4000 Segeln aus, die 100 000 Mann Soldaten an Bord hatte. Diese Armada erschien 1281 an der Küste von Kjusiu, wurde aber durch Stürme größtenteils vernichtet. Der Rest wurde von den Japanern überwältigt, die Besatzung bis auf den letzten Mann niedergemacht. Nach diesem Fiasko haben die Mongolen keinen Versuch mehr unternommen, Japan zu erobern; die Taifune der Straße von Korea sicherten das Inselreich vor erneutem Auftauchen der gelben Gefahr.

(Fortsetzung folgt)

24

Der Böhmerwald und sein Dichter

Von Sigmund Kaff.

Die böhmischen Wälder hat uns Schiller zuerst lieb gemacht. Seine „Mäuber“, die sich dorthin zurückziehen, wenn sie von ihrem Rächerhandwerk müde geworden waren, wissen, daß sie hier wohlgeborgen sind. Und heute noch kann man den Böhmerwald, der sich mit in Europa als ein Stück Urforst zwischen drei Ländern Bayern, Böhmen und Oberösterreich hinzieht, allen Sensationslüsternen Globetrotter und müden Großstadtmenschen empfehlen, wenn sie vor der Welt Ruhe haben wollen.

Der ganze von Nordwest gegen Südost streichende Höhenzug, welcher größtenteils die Grenze zwischen Böhmen und Bayern bildet, wird der Böhmerwald genannt. Der schönste Teil dieses Waldgebirges breitet sich zwischen Eisenstein und Hohenfurt. Hier liegen, eingebettet zwischen grünen Waldbergen, seine anmutigsten Gegenden. Budweis ist die Einbruchstation ins Böhmerwaldgebiet; eine Flügelbahn führt über Krummau, Höriz nach Salnau, dem Mittelpunkt des Böhmerwaldes.

Der Reiz dieses gewaltigen Waldkomplexes liegt in der Unberührtheit, die die Landschaft atmet. Allerdings gilt dies nicht von dem gesamten Böhmerwalde, der sich wie jeder Wald die forstliche Zügelung gefallen lassen muß. Aber er hat Stellen, an welchen die ungerobete Urwaldpracht mit ungezählter Wucht über den Beschauer hereinbricht. Verstärkt wird dieser Eindruck noch durch die kleinen Bergseen. Der ganze Zauber romantischer Poesie spinnt um sie, die der Böhmerwaldsdichter Adalbert Stifter mit seiner Kunst verklärt hat.

Es wäre unrecht, den Reiz der Landschaft nur in den Wäldern und Bergen zu suchen, die den Molbelauf begleiten, ohne der anmutsvollen Städte und Städtchen zu gedenken, die das Gebiet beleben: da ist vor allem die „Witwe der Rosen-



Herbsttag. Nach einem Gemälde von Gilbert v. Canal.

berger", wie sie Stifter beziehungsweise nennt, das allerlänglichste Krumm, die „Herzogstadt“ der Schwarzenberge. Nur einige Wegstunden entfernt liegt das nicht minder romantische Rosenberg, moldanauwärts Hohenfurt mit einer Zisterzienserabtei und mit der sogenannten Teufelsmauer, einer felsigen Flußwand. Zu nennen ist auch noch das idyllische Höritz mit seinen weltbekannten Passionspielen, dann Oberplan, Salnau, Winterberg.

Um dieses Gebiet, wo eine gewerbfleißige Bevölkerung in Haus-, Klein- und Großindustrie den Kampf ums Dasein kämpft, tobt der Krieg zweier Nationen. Ein deutscher und ein tschechischer „Böhmerwaldbund“ liefern die organisatorischen Mittel hierzu, und das „Königreich Schwarzenberg“ — wie das fest geschlossene Gebiet der fürstlich Schwarzenbergischen Besitzungen genannt wird — bildet ein Hauptobjekt des Kampfes, der mit wirtschaftlichen Mitteln geführt wird und wirtschaftliche Zwecke zum Ziele hat.

Auch historisch interessant ist das Gebiet, das die Moldau in vielverschlungenem Laufe durchzieht. Hier rangen Germanen und Slaven, hier kämpften böhmische und deutsche Adelsgeschlechter um den Boden, und auch die Schweden und Hussiten haben ihre Spuren zurückgelassen.

Ulrich Stifter hieß der Dichter dieser Waldberge. Am 23. Oktober 1805 wurde er zu Oberplan als der Sohn eines armen Leinewebers geboren. Man muß dabei nicht gleich an die traditionelle Webernot denken, wenn man Stifters Vater einen Leineweber nennen hört. Es sind natürlich überaus bescheidene Verhältnisse, in welchen Stifter aufwuchs. Ein Kleinhändler mit etwas Ackerland, der Flachsbau und einen Flachshandel betreibt, war Stifters Vater. Die Bevölkerung des Böhmerwaldes kannte für ihre Kinder kein höheres Ideal, als die Heranbildung für den geistlichen Stand. Die Kleinbauern und Kleinhändler erblickten darin — heute allerdings deutlicher als vor einem Jahrhundert — eine Lebensversorgung, und so kommt es, daß die nahen Klöster von Dutzenden jungen Menschen aus den einsamen Ortschaften des Böhmerwaldes bevölkert sind. Auch Stifter genoß seine erste Erziehung in dem geistlichen Stifte Kremsmünster. Nachdem er daselbst seine Studien abgeschlossen hatte, wanderte er nach Wien. Eine, soweit es die beschränkten Verhältnisse erlaubten, ziemlich lustige Studentenwirtschaft begann nun in der Donaustadt. Wie so viele seinesgleichen, mußte Stifter den notwendigen Lebensunterhalt durch Erteilung von Privatunterricht verdienen. Es waren keine glänzend besoldeten Stellen, obgleich Stifter in sehr reichen adeligen Häusern Erzieher war. Er hatte auch nichts von dem revolutionären Wesen, welches in Romanen armen Hofmeistern angedichtet wird. Wohl ist ihm die Stellung als Mentor junger Aristokraten oft unangenehm genug, da er die Launen der Reichen kennen lernt. „Mir ist es schon lange bis zur Kehle“, schreibt er einmal; allein er hat sich in seine untergeordnete Stellung so hineingefunden, daß er sich eine andere Position vorerst gar nicht denken kann. Das Untertanenbewußtsein, durch Jahrhunderte in der Bevölkerung herangezüchtet, drückt sich unwillkürlich in den Worten aus: „Sowie ich in den Kreis der vornehmen Leute trete, wiederholt sich mir regelmäßig die Empfindung des Schulknaben, wenn der Direktor, der Pfarrer oder etwa gar der Bischof vor ihm steht. Es dauerte immer eine Weile, ehe ich mein Gleichgewicht und mit diesem meine Sprache wiederfinde.“ Es ist eben das patriarchalische Zeitalter, in welchem der Mensch erst vom Baron anfängt, die Viebermeierzeit, die uns heute wie ein Traum vorkommt, und die auch damals sich wesentlich dadurch charakterisierte, daß sie die Menschen zum geistigen Schlaf einludte.

Nichts ist vielleicht bezeichnender für die Unterdrückung der geistigen Bedürfnisse in dem vormärzlichen Wien, als die Tatsache, daß Stifter im Jahre 1847 — da er schon in intimen Kreisen

ein gefeierter Nobelist war — bei der Polizei und den sonstigen Behörden nicht die Erlaubnis beschaffen konnte, ästhetische Vorlesungen halten zu dürfen. Nicht als ob man ihm feindselig gewesen wäre und in ihm einen Umstürzler vermutet hätte. Aber so eine Sache mußte doch gehörig überdacht werden, und man überlegte sie sich so lange, bis Stifter auf die Abhaltung der Vorlesungen selbst verzichtete. Es fällt ihm, dem träumerischen Provinzmenschen — der jahrelang in aristokratischen Häusern verkehrt hatte — nicht ein, sich darüber weiter Gedanken zu machen. Er interessiert sich für das größte Ereignis der damaligen Generation nur wenig. Als die Revolution des Jahres 1848 ausbricht, verläßt er fluchtartig Wien, weil ihn das revolutionäre Treiben erschreckt und verwirrt; er ist keine politische Natur. Wievohl er staatsrechtliche und geschichtliche Studien getrieben und als Pädagoge auch die Psyche der Menschen hätte kennen sollen, sieht er in der Revolution nur die eiserne Gewalt und vernünftige Vernunft und Menschlichkeit, sowie politische Bildung bei seinen Mitmenschen. Daß man ihnen diese seit Jahrhunderten vorenthalten, übersieht unser Dichter. Er vertieft sich in seine Studien und erstattet über Aufforderung der Regierung Vorschläge zur Reorganisation des Schulwesens in Oesterreich. Er hat eine hohe Meinung von der Erziehung der Menschen: „Fortlaufende Vernunftentwicklung ist nicht nur der unermesslich wichtigste, sondern auch der einzige Zweck des Menschen!“

Auf Grund seiner ausgezeichneten und wertvollen Darlegungen über die Verbesserung des Schulwesens wird er zum Schulrat und Schulinspektor für Oberösterreich ernannt. Mit heiligem Eifer geht er an sein Werk. Allein bald muß er erkennen, daß seine Anstrengungen vergeblich sind. Zwar bringt er manches vorwärts und es gelingt ihm die trostlosesten Dinge zu beseitigen. In einer Unterredung mit dem damals noch allmächtigen Fürsten Metternich, dem er seine Ansichten darlegt, erklärt er die Volkserziehung für die höchste Aufgabe der Staatsmänner. Metternich, der ihm zwar im allgemeinen zustimmt, hat dafür nur die Frage: „Aber woher wollen Sie das Geld zur Ausführung Ihrer Pläne nehmen?“ — Dem naiven ideal gesinnten Stifter dämmert alsbald seine Ohnmacht auf, und er fühlt das „gehirnerstörende“ Amt, in welchem man ihn zum Bureaukraten degradiert, bald als Kerker. Da er auch zu kränkeln anfängt, wird er pensioniert. Die Muße ist ihm sehr angenehm, weil er vollständig seinen dichterischen Arbeiten leben kann; frühzeitig hatte er damit begonnen. Als er noch Erzieher in adeligen Häusern war, entlockte ihm eine Baronin sein erstes Manuskript, welches die Erzählung „Konrad“ enthielt. Er hatte damit, sowie mit den „Feldblumen“ und dem „Haideborn“ großen Erfolg, der aber weit übertroffen wurde, als seine Novelle der „Hochwald“ erschien. Hier zeigt sich der Dichter in seiner poetischen Eigenart am deutlichsten. Er fängt das hohe Lied des Waldes, dessen Schönheiten ihn berauschen und begeistern. Der Gegenstand der Erzählung im Hochwald ist wie die meisten Stifter-Novellen einfach: Eine Liebesgeschichte aus der Zeit der Schwedenkriege mit tragischem Ausgang. Aber wie versteht es Stifter, das Schicksal seiner Menschen mit der Umgebung zu verflechten! Dieses innige Anschmiegen des Menschlichen an die Natur verleiht den Erzeugnissen Stifters einen ganz außerordentlichen Reiz. Der Wald lebt das Schicksal der Familie, die Stifter durch den Schwedenkrieg vernichten läßt, gleichsam mit und überlebt es natürlich. Diese ewige Kraft des Urwaldes kommt in der Erzählung Stifters zu unwiderstehlichem Ausdruck.

Auch in den folgenden Erzählungen: „Die Narrenburg“, „Die Mäpfe meines Urgroßvaters“, „Brigitta“, „Der Jagestolz“, „Granit“, „Bergkristall“ handelt es sich meist nur um einfache Menschen, deren Leben idyllisch verfließt, wenn

auch oft eine stürmische Episode voranging. Wie in allen diesen und in den übrigen Leistungen Stifters zeigt sich die eigentümliche Kunst, mit der der Dichter den Leser zu fesseln versteht, ohne dabei zu anderen Mitteln zu greifen, als die Natur selbst bietet. Stifter war ein ausgezeichnete Maler und sein Auge für die Schönheit der Landschaften vorgebildet und geschärft. Er sah nur das Schöne und Erhabene in der Natur, wie er auch beim Menschen nur das Große und Gute sah. Er kann sich den Menschen ohne die Natur nicht vorstellen, und so oft er irgend einen Vorgang aus dem menschlichen Leben schildert, läßt er gleichzeitig die Natur mit eingreifen; dabei gelangt er auf die Höhe seiner malerisch poetischen Kunst. Seine Naturbetrachtungen gestalten sich ihm regelmäßig zum Erlebnis, ob er nun eine Feuersbrunst oder eine Mondnacht schildert, ob er einen Luftballon in den unermesslichen Sphären herumtaumeln läßt oder die düstere Pracht des Waldes zum Gegenstand seiner Darstellung macht.

Die Revolution des Jahres 1848 hat Stifters Schaffen unterbrochen, und die politischen Ereignisse der Folgezeit ließen den friedlichen Natur schwärmer bald vergessen. Erst gegen das Ende seines Lebens gelangt er zur Anerkennung, und als er am 28. Januar des Jahres 1868 starb, war sein Name in der Literatur bereits mit fester Hand von ihm eingetragen. Allein erst in der Gegenwart scheinen die Werke Stifters ihre volle Würdigung finden zu sollen. Wenngleich er kein größeres Werk von Bedeutung hinterlassen hat, so sichern ihm dennoch seine Novellen und Erzählungen vermöge der ausdrucksreichen schönen Sprache einen bleibenden Nachruhm. Die „Studien“ und „Bunten Steine“, wie die Sammlungen seiner Geschichten heißen, können sich zwar — wenn man bloß nach der realistischen Kraft der Menschenschilderung urteilen will — mit den „Deuten von Schopenhauer“ und den „Zürcher Novellen“ von Gottfried Keller nicht messen, aber es wäre auch falsch, sie damit vergleichen zu wollen, denn ihr Reiz und Stifters Kunst liegen in der Kraft, mit welcher der Dichter der Natur Leben einzuhauchen versteht. Der Zauber seiner Sprache reißt ihn den Großen in der deutschen Literatur an, und wenn die Einen bei ihm Spuren von Jean Paul und Tieck finden wollen, so läßt sich andererseits auch der Einfluß von Goethe, Eichendorff und Grillparzer nicht verkennen. Der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen und diese mit unvergleichlicher Kunst wiederzugeben und auszusprechen, das war die Stärke des Böhmerwald-Dichters, die seinen Namen in der Literaturgeschichte erhalten wird.

Im Böhmerwald werden sie jetzt sein Bildnis enthüllen, der durch seine erzählenden Schriften größere Wirkung ausgeübt hat, als er durch sein Amt, dessen Aufgaben kurzfristiger Bureaukratismus verkümmerte, je imstande war. —

Die Erhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge ist wirtschaftlich und politisch unmöglich und unvereinbar mit der Erhaltung unserer Kultur. Wirtschaftlich unter der Flagge bald des Freihandels, bald des Schutzzolls das Jüllhorn des Reichtums einigen Glücklichen in den Schoß schüttend und die Pandorabüchse des Elends über die Masse des Volks ausgießend, eine gute Ernte als nationale Kalamität erwünschend, während Krise und Arbeitslosigkeit in Permanenz sind, und dabei nicht einmal imstande, die einfachsten Gesellschaftsfunktionen ohne die verderblichsten und gefährlichsten Stockungen zu verrichten, wie die riesigen Unternehmerstreiks der neuesten Zeit, namentlich im Kohlenbergbau, beweisen; politisch den Frieden nach innen und außen behindernd und eine internationale Massenschlächterei vorbereitend; die Errungenschaften der Kultur für Zwecke der Barbarei mißbrauchend — stellt der Kapitalismus die menschliche Gesellschaft vor die Wahl: Untergang oder Sozialismus.

Siedtnecht in der Einleitung zur Neuauflage des Hochberatsprozesses (1894).

Piratenium.

Novelle von **Masson Forellier**. Autorisierte Uebersetzung

Am dem Tage, an welchem die Firma Boissinat u. Le Hertel in Liquidation trat, war eigentlich niemand in Nantes überrascht, denn seit einiger Zeit waren über diese Reeder recht bössartige Gerüchte im Umlauf. Sie sagten gegen die Konkurrenz der Engländer und Norweger, die weit bessere Bemannung stellten konnten, tüchtigere Kaufleute waren und Kapitalien zur Verfügung hatten, die man bei uns zulaube den aufässigen Geschäften nicht anvertraut.

Die Spezialität des Hauses war der Transport von Karbholzen der Antillen, besonders von Haiti, auf Segelschiffen. Die Wälder waren aber so weit ausgebeutet, daß ihre Produktion zu Ende ging. Die Geschäfte wurden immer spärlicher, man machte sie sich gegenseitig streitig, und die Norweger, die ihr Gefeh nicht zwingt, eine große Bemannung an Bord zu nehmen, konnten auf Frachtpreise eingehen, die für die französischen Kapitane undenkbar waren. Die letzteren, die sich gezwungen sahen, die Waren an den Küsten aufzunehmen, brachten nur kleine Bestände zusammen, und die Einschiffung, die bereits bei gutem Wetter schwierig war, wurde gefährlich, sobald der Wind sich erhob.

Der allgemeinen Ansicht nach konnte die Liquidation Boissinat u. Le Hertel nicht allzuviel ergeben, da die Passiva bedeutend waren.

Was die Aktiva betraf, so bestanden sie einzig und allein aus den fünf Segelschiffen, die die Flotte der Firma bildeten. Diese Schiffe hatten früher einmal beinahe eine Million gekostet. Jetzt wollte sie am Plaque selbst niemand haben.

*

In den Auflösungsakten war festgesetzt, daß Le Hertel als Liquidator fungieren sollte. Obwohl er in der Firma erst in zweiter Reihe stand, war Le Hertel der einzige der beiden Kompagnons, der geschäftlich gesprochen, mitwirkte. Er war ein kleiner Mann, der immer lächelte, es immer eilig hatte, mit gebräuntem Teint, weil er sich stets in der frischen Luft herumtrieb, verschleierten Augen, die mit fahnenartigem Ausdruck nach der Seite blickten, und hübschen Zähnen. Man fand, daß Le Hertel ziemlich selbstbewußt auftrat, wenigstens kleidete er sich sehr gesucht. Er gab bei der eleganten Gesellschaft den Ton an, galt für einen Sportsmann und gehörte zu den Abonnten des Theaters. Wenn er auch bei den Wahlen der Handelskammer durchgefallen, so war es ihm doch gelungen, sich zum Präsidenten der Wettrennengesellschaft ernennen zu lassen, eine Tätigkeit, die ihn nur fünf Tage im Jahr in Anspruch nahm, ihn aber einen Nimbus eintrug, der für die übrigen dreihundertundsechszig ausreichte.

Was seine Ehrenhaftigkeit betraf, so wurde sie freilich stark in Zweifel gezogen. Einzelne Kaufleute schüttelten, wenn man von ihm sprach, den Kopf, als müsse man sich vor ihm in acht nehmen. Der Malter Guérifot, ein Mann, mit dem er sich überworfen, der Le Hertel aber ganz genau kannte, da er seit fünfzehn Jahren mit ihm in Geschäftsverbindung stand, behauptete sogar, er wäre zu allem fähig. Er hatte auf der Börse von dem Reeder erklärt: „Ach der, von dem kenne ich nette Sachen!“

Man hatte erfahren wollen, worin diese netten Sachen bestanden, aber der Malter hatte sich mit der Bemerkung begnügt: „Er wird noch ganz andere machen, Sie werden ja sehen.“

Boissinat war in dem Geschäft nur das Bankrottenbündel, das man sozusagen im Schaufenster auslegt. Allerdings wollte er etwas mehr sein und bemühte sich stets, Geschäfte anzuknüpfen. Meistens umsonst, denn niemand nahm ihn ernst. Da er seinem Kompagnon an geschäftlicher Tüchtigkeit nicht gleichkommen konnte, so bestrebt sich Boissinat, ihn äußerlich zu kopieren. Er versuchte,

seine großen Manieren und sein vornehmes Lächeln anzunehmen. Das wurde ihm nicht allzu leicht, da die Natur ihn sehr massiv gebaut und ihn mit Füßen und Händen von außerordentlichem Umfange ausgestattet hatte. Außerdem hatte er rote Augen und einen ganz kleinen Schädel.

Als der natürliche Sohn eines Wollwarenhändlers aus der Vendée, der ihm bei seinem Tode ein großes Vermögen hinterlassen, hatte Boissinat, als er nach Nantes zog, rasch bemerkt, daß das, was man in der Provinz die Gesellschaft nennt, ihn, so lange er nichts weiter als seine Geburt aufzuweisen hatte, immer in angemessener Entfernung halten würde. Sobald er daher erfuhr, daß Le Hertel, den er um seine gesellschaftliche Stellung beneidete, gern einen Associe nehmen würde, hatte er so lange gearbeitet, bis ihm der Reeder die Gnade erwieß, ihn den anderen Kandidaten vorzuziehen. Le Hertel hatte sich bitten lassen. Er hatte getan, als zögere er, bevor er jemand, der den maritimen Geschäften so vollständig fernstand, eine so besondere Gunst zuteil werden liesse. Boissinat wünschte, Le Hertel sollte alle seine Kapitalien, sechshunderttausend Frank, nehmen, doch Le Hertel hatte nur vierhunderttausend akzeptiert, später nahm er allerdings auch noch den Rest.

Abgesehen von seiner geschäftlichen Einlage, besaß Boissinat noch ein kleines Besitztum. Es war abgelegen, doch da es nur zwei Kilometer von Nantes und gerade auf der Landstraße nach Paris lag, so konnte niemand daran vorübergehen, ohne es zu bemerken. Boissinat hatte diese Besizung nicht etwa gekauft, um sich ihrer zu erfreuen, sondern, damit das Publikum wußte, daß er sie hatte. Der Name „Nipaille“, den er ihr beilegte, deutete darauf hin, daß er früher oder später darauf rechnete, sich vermöge dieses Landgütlehens als Edelmann auszuspielen. Dieser dicke Mensch mit den vergnügten Augen hatte alles Nötige, was man braucht, um sich plündern zu lassen, ohne es auch nur zu bemerken. Auf seine Stellung als Reeder überaus stolz, sah er nichts und bemerkte nichts von dem Verfall des Hauses, der rapide eintrat. Als der Bankier ihm den Kredit gesperrt hatte, begnügte sich Boissinat damit, heimlich über die Unverschämtheit eines schlecht orientierten Mannes zu schimpfen.

Als die Tau-, Segelwerk- und Konservenlieferanten die Bezahlung ihrer Rechnungen verlangten, wunderte sich Boissinat, daß es so freche Leute gebe. Keinen Augenblick aber kam ihm der Gedanke, daß dies die vorangehenden Symptome eines Kraches sein konnten. Daher behielt er auch ruhig und unerschütterlich seinen vergnügten Ausdruck bei, die glückliche Miene, die Freude, auf der Welt zu sein, über die sich die Leute auf den Quais, wenn sie einen Augenblick im Vorübergehen mit ihm plauderten, so sehr amüsierten.

„Na, mein lieber Boissinat, die Geschäfte scheinen ja zu gehen?“

„Ach, reden Sie gar nicht davon, ich weiß nicht, wo ich vor Arbeit hin soll. . . . Allerdings habe ich in diesen Tagen mit Ihnen zu sprechen, aber augenblicklich. . . . muß ich erst die Depeschen aus Amerika lesen. . . . Sie gestatten doch.“

„Aber gewiß, erst kommt das Geschäft.“

Dann ging Boissinat mit großen Schritten ernsthaft von dannen und sah mit einer sorgenvollen und nachdenklichen Miene, über die sich die Umwesenden amüsierten, nach der Uhr.

*

Er hatte also nicht die geringste Ahnung, daß etwas Ungewöhnliches eingetreten sein könnte, als ihm sein Kompagnon, der ihn unter irgend einem Vorwande zum Diner gebeten, sagte, er hätte ihm eine böse Nachricht mitzuteilen.

„Ach, was denn? Hoffentlich doch nichts Ernsthaftes?“

„Doch, etwas sehr Ernstes, mein Bester. Wir liegen drin.“

„Wir liegen drin? Wieso liegen wir drin?“ fragte Boissinat verdutzt.

„Wir sind ruiniert. Die fälligen Wechsel werden wohl kaum eingelöst werden können.“

„Ruiniert, ruiniert! Ach, warum nicht gar!“

Boissinat, der sich plötzlich erhob, setzte sich wieder. Sein Gesicht war das eines Mannes, der sich über eine Ungeheuerlichkeit, die man in seinem Weisheit ausgesprochen, wundert. Was? seine Boissinats Wechsel, kamen mit Protest zurück?

„. . . Ja, aber. . . wer kann so unglückliche Dinge erzählen, Sie scherzen, Le Hertel.“ Dabei fuhr sich Boissinat mit ängstlicher Bewegung über die Stirn.

„Ach nein,“ - der Kompagnon hatte gar keine Absicht, zu scherzen, sondern blickte mit düsterer Miene auf die Diele.

Dann nahm Boissinats Gesicht einen anderen Ausdruck an, die Adern auf seiner Stirn schwoollen, er streckte den Hals vor und schien verzweifelte Anstrengungen zu machen, die Situation zu begreifen.

Ohne seine Worte bilden zu können, stammelte er und fragte schließlich: „Ja, aber wie ist denn das passiert, warum hat man mir nichts vorher gesagt, warum. . .“

Le Hertel beschränkte sich auf ein Achselzucken. Boissinats bemächtigte sich plötzlich ein heftiger Zorn. Er stieß eine Art Wutgeheul aus und stürzte auf Le Hertel zu, als wolle er ihn erdrosseln. Mit einem Male ergriff er zwei Stühle, einen nach dem anderen, und zerschlug sie gegen die Wand.

Erst, als er sich ein bißchen beruhigt hatte und überzeugt war, sich endlich einmal als energischer Mann gezeigt zu haben, wollte er die Erklärungen des Schuldigen hören. Er verlangte eine vollständige Erklärung.

Le Hertel, der während dieser ganzen Szene nachdenklich dageessen, erwachte jetzt aus seinem Stillschweigen und murmelte mit einem schweren Seufzer: „Es ist noch nicht alles aus. Ich hoffe, daß ich noch auf jeden Fall sechzigtausend Frank retten kann, aber. . .“, er tat, als zögere er, fortzufahren.

„Aber?“ rief Boissinat herrisch.

„Aber wir müssen uns den Tatsachen fügen und uns bemühen, unsere Flotte so schnell wie möglich zu verkaufen, damit man sie uns nicht abnimmt und uns für bankrott erklärt.“

„Uns bankrott erklärt!“ brüllte Boissinat.

Gebrochen sank er auf den Stuhl; der ganze Gesellschaftsmensch, den er mit großer Mühe aufgebaut, brach zusammen. Sein Gesicht bekam Falten, und er machte einen jammervollen, kläglichen Eindruck, als wolle er weinen.

Le Hertel beobachtete ihn von der Seite. Als er ihn in diesem Zustande sah, huschte ein spöttisches Lächeln über sein Gesicht. „Der ist nicht gefährlich,“ dachte er. Und tatsächlich fügte sich der dicke Boissinat nach einer Viertelstunde in alles, was Le Hertel verlangte: in die Auflösung der Gesellschaft; auch wurde Le Hertel einzig und allein die Liquidation anvertraut. Boissinat gab sich widerstandslos dem Einflusse eines Willens und einer Autorität hin, von der er ganz genau wußte, daß sie um vieles stärker waren, als die seinen. Trotzdem wachte Boissinat noch innerlich und nahm für den Augenblick die Miene eines wilden Tigers an. Doch was kümmerte das den anderen, der von jezt an absolut der Herr der Situation war, und im Falle des Misserfolges nur die Verpflichtung hatte, Boissinat von den geschickenen Schritten auf dem Laufenden zu halten, und eventuell neue Unternehmungen mit ihm zusammen zu versuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst.

Dort oben ragen die Tannen,
Von blauen Nebeln umwallt;
Sie stehen unbeweglich
Wie Mauern, schwarz und kalt.

Der Regen rieselt nieder
Aus Wolken, fahl und grau;
Auf leerem Stoppelfelde
Sucht Aehren eine Frau.

Ein Knecht schläft hinterm Pfluge;
Der Schimmel nickt und geht
Und träumt vom warmen Stalle,
Wo seine Krippe steht.

Vorüber wandern Gefellen
Mit nassem Hut und Rock,
Die Hände in den Taschen,
Eng unterm Arm den Stock.

Aus tausend trüben Rinnen
Rieselt das Wasser talein,
Dort klappert eine Mühle,
Als schliefe sie mählig ein.

Kein Laut rings auf den Feldern.
Die Luft steht trüb und schwer,
Käm doch ein Wetter gegangen,
Käm doch ein Sturm daher! —

Ernst Prezzang.



Herbsttag. Eine stille, melancholische Herbststimmung. Wolken am Himmel. Voll ruhiger Klarheit ein langsam fließendes Wasser. Schon ist das Welken durch die Bäume gegangen. Ein Wind neigt die Schilfschalme des Ufers, biegt die halbfaulen Baumkronen und läßt die zum Trocknen aufgehängten Wäschestücke vor dem alten Gemäuer an der Leine flattern.

Ältergrau, überlebt ragt der Bau. Seine Fenster und Läden, Erker und Zinnen schauen in malerischer Regellosigkeit auf die stille Landschaft hinaus. Ein paar Dächer werden im Hintergrunde sichtbar. Ein Höhenzug wehlt das Land. Ein Schloß und Häuser kuckten in der Ferne auf.

Ueber den Fluß gleitet ein Boot. Nur die Ruderschläge und die Stimme des Windes. Sonst Stille ringsum. Das Leben schläft ein. Und die Uferbäume und das alte Gemäuer spiegeln sich schwarz und groß in der ruhigen Klarheit des Wassers.

Mittelalterliches vom Schuhmacherhandwerk. Wie fast auf jedes Gewert, so hatte im Mittelalter das Volk auch auf die Schuster seine Verse gedichtet, von denen einer der markantesten hier angeführt sein möge:

Montag ist Sonntags Bruder,
Dienstag liegen sie auch noch im Luder,
Mittwoch gehen sie nach Leder,
Donnerstag kommen sie wider,
Freitag schneiden sie zu,
Samstag machen sie Pantoffel und Schuh.

Das heißt mit anderen Worten, die Schuhmacher — oder die Schuhknechte, wie man sie im Mittelalter nannte — faulenzten an fünf Tagen der Woche und arbeiteten nur an zweien. Ganz so schlimm wird es wohl nicht gewesen sein, denn der Volksmund über Kleinert oder vergrößert immer gern. Durchstöbert man aber einmal Aufzeichnungen, die sich auf das mittelalterliche Schuhmacherhandwerk beziehen, so findet man manches Interessante, das festgehalten zu werden verdient. Da sind vor allen Dingen die Preise zu beachten, die für Erzeugnisse des Schuhmacherhandwerks erzielt wurden. 1453 wurden in Frankfurt a. M. für zwei Paar Schuhe 24 Pf. (damaliger Münze) gezahlt. In Bremen kostete 1410 ein Paar Schuhe 3 Groot. Das Besohlen der Stiefel wurde ein Jahrhundert später mit 12 Kreuzern pro Paar bezahlt; der Preis der Stiefel schwankte in jener Zeit, je nach Art und Ort, von 8 Groschen bis zu 30 Kreuzern. Im siebzehnten Jahrhundert zahlte man in Bayern bereits für ein Paar kniehohe Männerstiefel bis zu 6 Gulden. Ueber die Preise, die im Jahre 1646 für Leder gezahlt wurden, gibt uns eine Braunschweigisch-Lüneburgische Tagordnung Aufklärung. Eine inländische Ochsenhaut wurde damals mit 3 bis 3½ Reichsthalern bezahlt, schlechte Häute und Kuhhäute brachten nur 1 bis 2 Reichstaler. Das Kalbfell kostete 7 bis 8 Mariengroschen, das Hammelfell mit Wolle 7 bis 12 Mariengroschen, das Schaffell mit Wolle 6 bis 10 Mariengroschen; ohne Wolle brachte jedes der beiden Fellarten nur

2 bis 4 Mariengroschen. Häute von verreckten Tieren mußten, bei einer Strafe von 5 Reichsthalern, am Ende des Marktes vom Abdecker mit einem Kreuze gezeichnet sein.

Neben diesen Lederpreisen gibt uns die genannte Tagordnung auch noch Aufschluß über die Löhne, die zu jener Zeit im Braunschweigischen und Lüneburgischen gezahlt wurden. Es kostete: Ein Paar Stiefel vorzuschuhlen 30 bis 36 Mariengroschen; wurde minderwertiges Leder beim Vorzuschuhlen verwandt, so erniedrigte sich der Preis auf 20 bis 24 Mariengroschen. Kinderschuhe vorzuschuhlen kostete nur 6 bis 12 Mariengroschen. „Will jemand,“ heißt es in der Tagordnung, „von seinem eigenen bereiteten Leder in seinem Hause Schuhe machen lassen, hat er dem Meister oder Gesellen alles, was dazu gehört, von Leder, Anschlitt, Fell, Bech und Hans dazu zuzustellen und zu verschaffen, und gibt ihm alsdann, neben der Kost vor ein Paar Schuh, groß und klein, durcheinander, einfach 2 Mariengroschen, gedoppelt aber mit oder ohne Absatz 3 Mariengroschen. In des Meisters Hause bei dessen Kost zu machen, vor jedes Paar 4 Mariengroschen.“ Alle Stiefel und Schuhe mußten mit Hans genäht sein, widrigenfalls sich ihr Auffertiger des Betruges schuldig machte. Auch war es in manchen Gegenden Norddeutschlands üblich, die Stiefel mit dreifachen Sohlen zu versehen.

Das Erstarken der Gefellenschaften führte vielfach zu Meibereien, die den Mätern und ehrsamem Bürgern der Städte Kopfschmerzen verursachten. Namentlich war Süddeutschland der Boden für derartige Dinge. So kam es 1724 in Würzburg und 1726 in Augsburg zu Erhebungen der Schuhknechte. Allein das Aufbegehren der Gesellen datierte schon reichlich drei Jahrhunderte zurück. In Konstanz machten die Meister bereits 1407 den Gesellen verschiedene wichtige Konzessionen. Daß die Schuhknechte eine gefährdete Macht waren, beweist eine Verordnung des Rates der Stadt Frankfurt a. Main aus dem Jahre 1511. In dieser Verordnung heißt es: „Wir der Rat dieser Stadt Frankfurt haben betracht, daß nicht allein auf und in den Gassen, sondern auch in Gefellenschaften, da doch billig alle Rucht und Redlichkeit gehalten wird, Aufruhr geschehen; und wollen darum solchen Aufruhr und beschehenem Unfug zuvorkommen, daß uns hinfüro kein Meister oder Knecht des Schuhmacherhandwerks dieser Stadt Frankfurt sammt Sachsenhausen, er sei reich oder arm, jung oder alt, darzu auch kein Fremder bei Tag oder Nacht einig Schwert, lange Messer oder Degen, die länger sind, denn von Alters her, ein Maß zu Frankfurt gegeben und an den Römern verzeichnet ist, auf die Stuben tragen soll. Und sollen dieselben, die solch Maß haben, stompacht sein; es soll auch Niemand's einige Spize jorglich Schweizerdegen, noch junst unmäßige Brodmesser, Darten, Justegin, Heimer, Werffschütz oder dergl. auf der Bürgermeister Erkantnuß tragen.“ Wer diesem Verbot, das noch ein ganz Stück weiterging, zuwiderhandelte, wurde mit „6 Schilling Geldern, halb dem Rat und halb dem Handwerk bestraft.“

Sowohl aus diesem Verbot, wie auch aus der Sitte des Faust-Zweikampfes, der im Mittelalter unter den Schumachergejellen sehr verbreitet war, erfieht man, daß die Schuhknechte recht „streitbare“ Leute waren. Zu einem Faust-Zweikampf zwischen zwei Schuhknechten kam es gewöhnlich folgendermaßen: kamen zwei Gefellen auf der Werkstatt oder auf der Bierbank ins Zanken, Streiten oder Schimpfen, so jandte der eine dem anderen zwei Schuhknechte, die diesen aufforderten, „wenn er ein braver Kerl wäre,“ so sollte er dann und dann auf die Herberge kommen. Täte er dies nicht, so würde keiner der Kollegen länger neben ihm arbeiten, bis ihre Kündigungsrift abgelaufen sei. Gewöhnlich ging der eine Aufgeforderte dann auf die Herberge hin, wo ihm der Forderer erwartete und ihn „um drei Gänge, auf Schuhknechtsmanier“ ersuchte. Während dieses Kampfes durfte keiner der beiden Kontrahenten „das Messer zücken, noch einen heimlichen Griff, noch Biß tun.“ Der Kampf selbst ging gewöhnlich folgendermaßen vor sich. Der Forderer und der Geforderte streiften sich die Hemdsärmel hoch und steckten sich die Haare unter einen Kopfriemen. „Dann,“ so erzählt gleichfalls eine Frankfurter Quelle, „nehmen die vier Altgefellen vier ausgefaltete Steden, welche man Schreib-Hölzer tituliert, und stellen sich 2 oben und 2 unten in die Stub, schlagen die gemakten Schreibhölzer kreuzweis vor, daß keiner zum anderen kann, bis sie die Schreibhölzer öffnen. Vor Aufhebung der Schreibhölzer reden die Altgefellen sie nochmalen an, ob sie sich nicht in der Güte vergleichen wollen; wenn sie es verneinen, so lassen sie solche zusammen, da kloffen sie sich brav herum. Sobald sie zur Erde fallen, springen die vier Altgefellen herbei mit ihren Schreibhölzern; da darf keiner keinen Schlag mehr tun. Wenn sie aufgestanden, so muß der, der oben gestanden, unten stehen, darauf läßt man ihnen Zeit zum Berodmen;

dann tun sie den zweiten Gang und darauf den dritten. Wenn alle drei Gang vorbei, so geben sie einander die Hände, und fragen, ob einer den anderen anjeko vor einen brassen und ehrlichen Stel hiette. Wenn sie es bejahen, trinkt einer dem anderen zu; darauf sehd sie wieder gute Freunde, obseht zum öfteren der eine stöhnt und ihm das Blut aus der Nasen und Maul läuffet und dem anderen ins Hemd auf dem Leibe zerrissen. Wenn die Gefellen ein Gebott halten, so müssen diese, so sich geschlagen vor der offenen Lade erschmeinen und jeder einen halben Thaler Straff geben; wenn er aber um Guad bitet, wird ihm ein Orsthaler wiedergegeben.“ Auch diese, duellartige amutende Art des Faustkampfes wurde anfangs des 16. Jahrhunderts in Frankfurt a. Main verboten.

So manche Eigentümlichkeit des Schuhmacherhandwerks verlei überhaupt dem Verbot irgend eines gestrengen Stadtrats, wie auch z. B. das Schließen oder Hänsein im Jahre 1688 in Brandenburg a. d. Havel verboten wurde. Dieses Schließen war im Brauch, der gewöhnlich beim Freispredchen eines Lehrlings beobachtet wurde. Der Altgefelle machte dann den Schleißpaffen und mehrere andere Gefellen die Schleißpaffen. Der Brauch bestand darin, daß jeder aus dem Belehrlingsstande Ausschneidende mit Freisgeigen traktiert, durch Wegziehen eines Stuhles, auf den er sich setzen sollte, zu Fall gebracht und mit Bier begossen wurde.

Wie sehr die Schuhknechte auf Anstand und gute Sitte hielten, beweist schließlich noch ein Paragraph aus einem Gefellenbrüderchaftsstatut (Kronstadt i. J. 1628), in dem es heißt: „Es soll auch keiner über das dritte Haus, ohne Schuhe, Kragen und Mantel gehen, bei Buße 1 Gr. Sowohl auch keiner auf der Gasse essen, auch bei Buße 1 Gr.“ Leider ist die Zahl derartig übermittelte Bräuche und Sitten keine allzu große. Die Lichter, die durch diese und ähnliche Niederschriften und Aufzeichnungen aber auf das Leben und Treiben der Angehörigen des Schuhmacherhandwerks im Mittelalter geworfen werden, genügen jedoch vollaus, um uns ein buntes und lebensvolles Bild vom Schuhknechtum zu geben.

Die Giftschlangenplage in Frankreich. Seit einem Jahren mehren sich in Frankreich wieder die Unglücksfälle, die durch Schlangenbisse verursacht werden. Kürzlich wurde dieses Thema in einer Sitzung der „Société nationale d'agriculture“ zum Gegenstand einer Debatte gemacht. Die Giftschlange, die in Frankreich in so unliebbarer Weise sich bemerkbar macht, ist nicht die Kreuzotter, sondern die Vipere, genauer die Aspizvipere. Diese, durch ihre nach oben gerichtete Schnauzenspitze von unserer Kreuzotter leicht zu unterscheidende Schlange ist in der Schweiz, in Italien und in Frankreich heimisch; nur vereinzelt überschreitet sie deutsches Gebiet, zum Beispiel in der Gegend von Mek. In der erwähnten Sitzung wurde als das wirksamste Mittel zur Vernichtung der Vipere die direkte Tötung des Reptils empfohlen. Um die Jagd auf die Giftschlange anzuregen, sei es erlaubt, einen Preis auf ihren Kopf zu setzen. Leider sind in den Departements diese Prämien aufgehoben worden, deren Betrag zwischen dreißig Centimes und 1 Franc schwankte. Es wurde aber jetzt darauf hingewiesen, daß es notwendig sei, allenthalben die Prämien wieder einzuführen, wenn man der Vermehrung der gefährlichen Reptilien Einhalt tun wolle. Uebrigens ist es ein nutzloses Beginnen, die Vipern dadurch aus dem Wege räumen zu wollen, daß man Milch, die mit Strohalm vermischt ist, an ihren Aufenthaltsort stellt. Diese Schlangen sind Fleischfresser, sie nähren sich von Mäusen, Eidechsen, kleinen Vögeln und dergleichen und dürften sicher zu ihnen in den Weg gestellten Frant nicht annehmen. Dagegen sind die Tiere zu schonen, welche normalerweise die Giftschlangen sind, also vor allem der Fgel. Wenig bekannt ist, daß auch Truthühner und Perlhühner ausgesprochene Feinde und Vertilger der Vipern sind. Es empfiehlt sich daher, dieses Vögel an solchen Orten zu halten, wo die Schlangen sich bemerkbar machen. Dr. Quade, der in „La Nature“ über die Sitzung der französischen Ackerbau-Gesellschaft berichtet, weist dabei auf eine früher erschienene Arbeit über die Reptilien der Hochalpen hin. Darin wird konstatiert, daß eine Vipere auch an ihr der Kopf abgeschlagen ist, doch noch gefähig werden kann. Der abgeschlagene Kopf vermag noch zu beißen, und die spitzen Giftzähne können, wenn man sich an ihnen sticht, noch lange nach dem Tode des Reptils gefährliche Wunden beibringen. Selbst ein tauchen in Alkohol vernichtet die Wirksamkeit der giftigen Waffen nicht.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!